

Hallesche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstr. 67.

Halle a. S., Montag 14. März 1898.

Sortiren Bureau Berlin SW. Postamtstr. 10.

Deutsches Reich.

\* Wie die „Münch. Neuest. Nachr.“ aus guter Quelle erfahren, werden zur Zeit Vorbereitungen zu einer Zusammenkunft Kaiser Wilhelm mit dem Prinzregenten von Bayern...

\* Sonnabend Mittag um 11 Uhr fand im Königlichen Schloss ein Frühstück aus Anlass des Geburtstages des Prinzregenten von Bayern statt, zu welcher geladen waren: der Reichskanzler, der Oberbefehlshaber der Armee, der Oberbefehlshaber der Marine...

\* Die Kaiserin Friedrich hat sich zu einem mehrtägigen Besuch bei der Prinzessin Heinrich angefangen und trifft demnächst, sobald ihre Erholung sich verloren hat, in Kiel ein.

\* Dem Senat der Stadt Lübeck ist von dem Staatssekretär Friedrich folgendes Telegramm zugegangen: „Der Kaiser hat den Befehl, die „Lübeck“ vom Stapel zu lassen...“

\* Der Senat antwortete mit einem Danktelegramm.

\* Präsident v. Feyer wurde provisorisch mit der Verwaltung des württembergischen Finanzministeriums beauftragt.

\* Der Domkapitular Schöler ist zum Bischof von Würzburg ernannt worden.

\* Der Ministerialdirektor v. Schöner, im Ministerium für die Angelegenheiten des Reichs, ist zum Vorsitzenden des Ausschusses für die Auswanderung ernannt worden.

\* Nach einer dem „Ab. Courrier“ zugehenden Mitteilung soll die Besetzung des Regierungspräsidenten Dr. Wenzel von Söding nach Wiesbaden in Aussicht stehen.

\* Das Staatsministerium hat am Sonnabend Nachmittag 3 Uhr unter dem Vorsitz des Justiz- und Kultusministers im Plenarsaal am Leipziger Platz zu einer Sitzung zusammengetreten.

\* Flottengelei und Centrum. Der Umstand, daß Fürstbischof Kopp, angeblich in einer höchst wichtigen Mission, nach Rom gereist ist, giebt der „Frankf. Ztg.“ Anlaß, die Vermuthung auszusprechen, daß diese Reise vielleicht mit der Stellung des Centrum zum Flottengelei zusammenhänge. Wir glauben nicht daran, schon deshalb, weil es durchaus unerwünscht wäre, worüber Fürstbischof Kopp mit dem Papste in dieser Beziehung verhandeln sollte.

\* Die Flottengelei und Centrum. Der Umstand, daß Fürstbischof Kopp, angeblich in einer höchst wichtigen Mission, nach Rom gereist ist, giebt der „Frankf. Ztg.“ Anlaß, die Vermuthung auszusprechen, daß diese Reise vielleicht mit der Stellung des Centrum zum Flottengelei zusammenhänge.

\* Die Flottengelei und Centrum. Der Umstand, daß Fürstbischof Kopp, angeblich in einer höchst wichtigen Mission, nach Rom gereist ist, giebt der „Frankf. Ztg.“ Anlaß, die Vermuthung auszusprechen, daß diese Reise vielleicht mit der Stellung des Centrum zum Flottengelei zusammenhänge.

\* Die Flottengelei und Centrum. Der Umstand, daß Fürstbischof Kopp, angeblich in einer höchst wichtigen Mission, nach Rom gereist ist, giebt der „Frankf. Ztg.“ Anlaß, die Vermuthung auszusprechen, daß diese Reise vielleicht mit der Stellung des Centrum zum Flottengelei zusammenhänge.

gierungen über die Decksfrage im Flottengelei abgegeben werden wird. Es wird übrigens in unterrichteten Kreisen angenommen, daß die verbündeten Regierungen eine Form der Erklärung finden werden, welche auch die Mitglieder des Centrum in der Budgetkommission befriedigen dürfte.

\* Die trüben Erfahrungen des letzten Herbstes veranlassen den Eisenbahnminister zu immer weiteren Beschlüssen, um der Verkehrsmittel durch menschliche Vorkehrungen erreicht werden kann. Dem vielen zu diesem Zwecke bereits ergriffenen Verfügungen...

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden. Die Bestimmungen über die Errichtung von Werbezweckvereinen sind im Reichsanzeiger veröffentlicht worden.

\* Nach einer Bekanntmachung des Bundesrats dieser Arbeiterinnen in Konfektionsfabriken bei der Herstellung von Gemüsen und Obstsorten in den Zeiten des Jahres, in denen ein vermehrtes Arbeitsbedürfnis eintritt, an den Werktagen mit Ausnahme der Sonnabende unter den nachstehenden Bedingungen beschäftigt werden:

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.

\* Der Konflikt in Waden. Die „Korlsruher Ztg.“ schreibt: Der Großherzog hat dem Staatsministerium auf Vorlage der Kammerbeschlüsse vom 11. d. Mts. seine Allerhöchste Billensmeinung dahin kundgegeben, es solle die Gesamtmietzuger, die sich im Vollbesitz des landesherrlichen Vertrauens befinden, die Staatsgeschäfte weiter führen, da irgend ein Anlaß zu einer Veränderung in der Zusammenlegung der obersten Staatsbehörde nicht gegeben ist.









[Nachdruck verboten.]

## Die Roſe von Granada.

Roman von Jean Rameau.

12) Autoriſirte Ueberſetzung von Adolf Neuboff.

Zaghaften Herzens trat Lazar näher. Leblos lag Martin da mit geſpaltenem Schädel und blutigen Lippen; der Kopf ruhte in einer Blutlache, von der zwei ſchmale rothe Rinnen ausgingen, die ſich bald in dem trockenen Boden verloren.

Lazar hückte ſich, nahm die Axt auf, die neben dem getödteten Thiere liegen geblieben war, und reinigte ſie in dem Graſe von dem Blute, das an ihr klebte. Dann ging er nach Bontuca, nahm hier einen Spaten und ein Packet alter Kleider und kehrte damit zu dem Leichnam ſeines alten Freundes zurück.

Und hier an Ort und Stelle, in der ruhigen Lichtung, wo Genoveva zum erſten Male vertraulich zu ihm geſprochen hatte, grub er ein Grab für den Genoffen ſeiner Jugend, für den armen Martin, den er ſo ſehr geliebt hatte.

Er grub es groß und tief, und dann wälzte er mit Hilfe eines Hebebaums, den er ſich aus einem ſtarken Erlenzweig geſchnitten hatte, den ſchweren Körper des Dchſen in die Gruft, der beim Hinunterfallen ein gewaltiges dumpfes Krachen erzeugte.

Sodann öffnete Lazar das Packet, das er mitgebracht hatte; es enthielt die alten Kleider, die der ehemalige Trappiſt im Kloſter während ſeines Noviziats getragen und die man ihm am Tage ſeiner Austreibung mit auf den Weg gegeben hatte. Sie waren ſeiner Zeit, dem Brauche gemäß, aus den Gewändern verſtorbener Mönche, die ſich durch Frömmigkeit und Keuſchheit beſonders ausgezeichnet hatten, verfertigt worden, damit die Tugenden dieſer verehrten Todten ſich auf den jugendlichen Anfänger verpflanzten.

Lazar warf dieſe Kleider zu Martin in die Grube und begann nun, die braune Erde auf den Leichnam zu ſchaufeln und das tiefe Loch wieder zuzuſchütten. Als er damit fertig war, ſchlug er mit dem Stiel ſeines Spatens zweimal kreuz und quer über das weiche Erdreich und machte ſo das Kreuzeszeichen auf das Grab ſeines alten Freundes, wie man es auf den Gräbern jener Unglücklichen anzubringen pflegt, die nicht das Recht haben, in heiliger Erde beſtattet zu werden.

Lazar ſprach noch ein kurzes Gebet und kehrte dann nach Bontuca zurück.

Die Sonne war ſchon längſt zu Rüſte gegangen. Eine ferne Glocke rief zum Abendgebet. In tiefe Gedanken verfunken, ſchritt der junge Mann dahin. Es kam ihm vor, als hätte er da eben in dieſer Lichtung ein Stück von ſich ſelbſt begraben, den Lazar der Vergangenheit, den Lazar, der ein trauriges Kind, ein nüchternen Mönch, ein beſcheidener Arbeiter geweſen war.

Und in der That, von dieſem Tage an durfte er nicht mehr auf den Feldern arbeiten . . .

Als Lazar ins Schloß zurückkam, fielen ihm in der Platanenallee ſofort friſche Wagenſpuren auf, und Marina, die Kammerfrau, hatte ihm ſehr bald erzählt, daß der Onkel und die Tante des Fräuleins, Herr und Frau Lorenz Miralez aus Paris, am Nachmittag auf ihrer Durchreiſe von Spanien nach der Hauptſtadt in Bontuca angekommen wären.

Das Schloß erſtrahlte an dieſem Abend in hellem Lichterglanz. Die Fenſter des großen Salons warfen langgezogene gelbe Vierecke auf den davorliegenden Teich. Später, zu vorgerückter Nachſtunde, erhellten ſich auch die Fenſter des Ehrenzimmers im erſten Stock.

Lazar, der in ſeiner einsamen Kammer, wo nun das ihm ſo unentbehrlich gewordene Brüllen ſeines Martin ſich nicht mehr vernehmen ließ, nicht ſchlafen konnte, ſchaute lange dem geſchäftigen Kommen und Gehen der Jockeln in dem alten, ſonſt ſo einsam und düſter daliegenden Gebäude zu.

Es war ſicher, daß man da oben in dem Ehrenzimmer, deſſen Vorhänge eben zugezogen wurden, von ihm ſprach und daß dort ſeiner ſchickſal entſchieden wurde.

Rosa Marie Miralez, die junge Tante Genovevas, war eine glänzende Brünnette von fünf und zwanzig Jahren. Die Orientalen, die es verſtehen, eine ganze Reihe von Dingen mit ein paar Worten zu bezeichnen, würden offenbar von ihr geſagt haben, daß Allah an dem Tage bei ſehr guter Laune geweſen ſein müſſe, als er ſie ſchuf.

Groß, üppig, mit langgeſchnittenen, feurigen Augen und mit den Schultern einer Göttin, machte ſie in allen Salons Sensation. Sie galt in Paris unbeſtritten als eine der hervorragendſten Schönheiten der Fremdenkolonie, in der die majestätischen Geſtalten und die verführeriſchen Geſichter gewiß nicht zu den Ausnahmen gehören. Sie war in der Monceau-Ebene geboren, aber der Name, den ſie trug, die Farbe ihrer üppigen Haare und der Blitz ihrer leuchtenden Augen ließen ſie für eine Spanierin gelten. Die Pariſerinnen ſelbſt nannten ſie die „Roſe von Granada“, und dieſer Beinamen war zu hübsch, als daß ihm nicht ein wenig Bosheit anhaften ſollte. Er ſollte in der That andeuten, daß Frau Miralez von etwas zweifelhafter Herkunft wäre, und man munkelte fogar, daß ihr Gatte ſie irgendwo auf einem Jahrmarkt aufgeleſen hatte, wo ſie ihre Reize öffentlich bewundern ließ.

Dieſe Nachrede war falſch; aber ſie wäre richtig geweſen, wenn man ſie der Mutter Rosa Marias gemacht hätte. Frau Miralez war thatſächlich die Tochter einer berühmten Schönheit, die die Liebhaber des Schönen ſich ſeiner Zeit auf den Meſſen der großen Städte jenseits der Berge für eine Perſona anſchauen konnten und die dort weit und breit unter dem hübschen Namen die „Roſe von Granada“ bekannt geweſen war. Und da die Tochter die Reize ihrer Mutter geerbt hatte, ſo glaubten die großmüthigen Pariſer, auch ihr dieſen Beinamen geben zu müſſen.

Uebrigens war die echte Roſe von Granada noch am Leben. Sie hatte einen ehrenwerthen kleinen Bankier in Bor-

beur Namens Moriz Ramazeilhes geheirathet, der später nach Paris übergesiedelt war und der sich in recht guten Verhältnissen befand.

Seine Tochter Rosa Marie hatte mit achtzehn Jahren den damals zweunddreißigjährigen Lorenz Miralez geheirathet. Ein Kind war dieser Ehe nicht entsprossen.

In jenem Oktoberabend auf Schloß Bontuca hatte sich Genovevas Vormund, der von der Reise sehr ermüdet war, schon zu früher Stunde auf ein neben der Bibliothek gelegenes Zimmer zurückgezogen und schlafen gelegt. Seine Frau, der das Ehrenzimmer eingeräumt worden war, ließ sich von ihrer Dienerin, die sie immer und überall hin begleitete, entkleiden. Diese Dienerin war die Schwester Marinas, der Kammerfrau auf Bontuca, und hieß Dominika Stcheto. Sie war eine rundliche Baskin und war ihrer Herrin treu und blindlings ergeben.

Als Rosa Marie ihre Nachttollette beendet hatte, verabschiedete sie ihre Jose und legte sich zu Bett. Im nächsten Augenblick aber hörte sie bereits die Thür leise aufgehen und sah Genoveva ins Zimmer treten. Das junge Mädchen küßte ihre jugendliche Tante auf die Stirn und setzte sich neben ihr auf den Bettrand.

„Du bist doch immer schön, Rosa Marie,“ sagte sie schmeichelnd, „und Du fährst, wie man sieht, immer noch fort, alle Welt auf Deinem Wege zu blenden und nach allen Seiten Deine Blicke zu schießen. Weißt Du, daß ich die Kurzsichtigen, die Dir begegnen, wirklich bedauere?“

Frau Miralez hatte für diese lebenswürdigen Worte daselbe wohlwollende Lächeln, mit dem sie vier oder fünf Mal am Tage die Schmeicheleien ihrer Anbeter zu belohnen pflegte. Dann erwiderte sie Genovevas Ruf und sagte:

„He, he, Kleine! Scherze nicht mit den Blicken! Auch Du wirst sie bald schleudern, wie mir scheint. Ich finde, Du bist sehr hübsch geworden inzwischen. Du hast Augen bekommen, deren Blick die Granaten zum Erblühen bringt, wie man in dem Lande sagt, aus dem ich herkomme. Und Deine Arme sind schon hübsch gerundet, Dein Körper nimmt Form und Gestalt an . . . Oh, ich verstehe mich darauf! . . . Du siehst so glücklich aus . . . Erzähle mir nur gleich etwas von Deinem Blitz, Du Kleine Schmeichelfrage.“

„Soll ich?“ fragte Genoveva verschämt.

„Ah, siehst Du, Du kleiner Duckmäuser! Du hast also auch Deinen Blitz! . . . Nun, ich höre.“

Und Genoveva begann von Lazar zu erzählen.

Sie erzählte alles haarklein. Sie malte die verschiedenen Peripetien der hübschen Idylle, die sich in den letzten Wochen auf Schloß Bontuca zugetragen hatte, in liebevollster Weise aus, und Rosa Marie bemühte sich vergebens, ein Lächeln zu finden, das spöttisch genug war für diesen Mönch in Holzschuhen, der mit seinem alten Ochsen das Herz eines vornehmen Schloßfräuleins erobert. Als aber Fräulein von Sartilly etwas von ihren Heirathsabsichten merken ließ, da riß die junge Frau erkaunt und verblüfft die Augen auf.

„Ah was!“ rief sie, sich auf den Ellenbogen halb emporrichtend. „Ich dachte, Du wärest entschlossen, ledig zu bleiben! . . .“

„Ich werde es vielleicht auch bleiben, meine liebe Rosa Marie; und ich glaube, daß das ganz von Dir abhängen wird.“

„Wie das?“

„Ich will es Dir erklären! Ich habe nämlich einen Plan, einen ganz prächtigen Plan, wie Du gleich sehen wirst. Es war wirklich eine vortreffliche Idee, die ich da gehabt habe. Höre

gut zu und lache mich nicht zu sehr aus; ich meine es wirklich ganz ernsthaft.“

Genoveva rückte ganz nahe an ihre Tante heran und begann:

„Du hast das Unglück und die Leiden meiner Mutter gekannt, nicht wahr, Rosa Marie? Man hat sie Dir wohl oft genug erzählt. Ich muß jedenfalls immer und überall an sie denken, und deshalb flößt mir die Ehe schon bei dem bloßen Gedanken an sie Furcht und Schrecken ein. Es muß hart, furchtbar hart sein, nicht mehr geliebt zu werden, sich mit seinen Kindern verlassen zu sehen, sich als Wittwe eines lebenden Mannes zu fühlen! Oh, ich erinnere mich nur noch zu gut einer Nacht, die ich in einem Mietswagen vor der Thür eines Hauses der Offemont-Straße zugebracht habe. Ich war damals sieben Jahre alt. Meine Mutter wartete dort mit mir auf meinen Vater, um ihn einmal zu sehen und um ihn sein Kind küssen zu lassen, denn ich weiß nicht mehr, welche Schauspielerin ihn gütigst entlassen hatte! Siehst Du, solche Dinge graben sich tief ein in das Gedächtniß eines Kindes und erwecken in der Brust eines jungen Mädchens wahrlich nicht die Lust, mit dem Feuer der Heirath zu spielen!“

„Aber alle Männer sind doch nicht so!“ warf Frau Miralez ein.

„Das habe ich mir diese Woche auch schon gesagt. Ich habe mir gedacht, ob es nicht auch treue Männer geben könnte?“

„Das ist allerdings möglich. Leider tragen sie nicht eine Schelle um den Hals, wenn sie auf der Straße gehen, und man kann deshalb vorher nicht wissen, wie sie sind und sein werden.“

„Doch! . . . Man kann es wissen!“

„Aber Kind! . . .“

„Man kann es wissen, liebe Tante! Oder man kann wenigstens bis zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit gelangen, wenn man sich die Mühe nimmt, ernsthafte Versuche anzustellen. Und das ist in diesem Falle meine Absicht!“

„Du willst also mit Deinem Mönch experimentiren?“

„Weshalb nicht?“

„Du bist wirklich drollig!“

„Verstehe mich recht. Ich möchte ihn einer entscheidenden Prüfung, einer starken Versuchung aussetzen. Ich möchte ihm eine hübsche Frau über den Weg schießen, eine junge, charmante, unwiderstehliche Person, die versuchen müßte, ihn mit allen Mitteln zu erobern.“

Rosa Marie horchte gespannt auf.

„Und wer sollte das sein?“ fragte sie mit zusammengekniffenen Augen.

„Wer? Das erräthst Du nicht?“

„Nein! Wie sollte ich?“

„Du bist zu bescheiden! Suche mir ein wenig.“

„Ich finde nichts.“

„Du natürlich sollst das sein!“

„Ich?“

„Warum denn nicht?“

„Aber Kind, wo denkst Du hin?“

„Wenn ich Dich darum bitte, meine liebe, herrliche Tante? Wenn ich Dich auf den Knien ansehe, meine schöne Rosa Marie, meine Rose von Granada, meine Lillie des Park Monceau? Du willst doch meine Freundin sein, und das bringt doch auch Pflichten mit sich! Du sollst und mußt versuchen, mir meinen Liebhaber abspenstig zu machen, und damit basta!“

(Fortsetzung folgt.)

### Bilder vom Kongo.

Haben Sie einmal ein römisches Bad besucht? Wenn nicht, so versuchen Sie es, und begeben Sie sich gleich in das heißeste Stübchen. Denken Sie sich nun, daß Sie in dieser Temperatur über endlose Sandflächen, geblendet von der Äquatorialsonne, oder durch mehr als manns hohe Grasfelder, in denen kein Luftzug weht, oder gar durch einen tropischen Urwald, mit der Art den Weg sich bahndend, tagelang marschiren müßten. Stellen Sie sich ferner vor, daß Ihnen bei Tag und Nacht von Thier und Mensch unzählige Gefahren drohen, daß ein unvorsichtiger Tritt auf eine Schlange, die Sie nicht gesehen, Ihnen den Tod bringen kann.

Nun wollen Sie den glühenden Leib in den kristallklaren Fluthen des marmornen Bassins kühlen. Da denken Sie sich einmal, daß es in diesem Wasser wimmelt von Krokodilen und scheußlichen Flußperden, und daß sich, während Sie säubern, dicke Wolken von Moskitos und riesigen Fliegen auf Sie stürzen. Sie wollen sich nun schlafen legen, da finden Sie auf dem Binsenbett giftige, kleine Schlangen, die im Dache des Hauses nisten. Denken Sie sich endlich, daß Ihnen überall, wo Sie auch sein mögen, ein unerbittlicher Feind auflauert, dem Sie früher oder später mit tödlicher Sicherheit anheimfallen, ein unheimlicher Gast, der in mannigfaltiger Gestalt erscheint: das Tropenfieber.

„Genug, genug!“ höre ich Sie rufen. Nun wissen Sie, wie man am Kongo lebt.

Ja wahrlich, die Pionier-Arbeit unter der Äquatorialsonne — am 2. Februar 1888 wurden zu Boma 41 Grad Celsius im Schatten gemessen — ist keine leichte. Das muß man wohl berücksichtigen bei der Beurtheilung von Männern, welche ihr Leben auf das Spiel setzen, um die Entwidlung einer tropischen Kolonie vorzubereiten.

Seit dem Jahre 1885, wo die zentrale und lokale Regierung des Kongostaates eingerichtet wurde, ist etwas Erschaunliches geschaffen worden. Damals umgab den Kongo, diesen gewaltigen Strom, der, aus den südwestlich des Tanganjika gelegenen Gebieten kommend und in mächtigem Halbkreise durch die halbe Breite Central-Afrikas fließend, seine gelben Wogen dem Atlantischen Ozean zumälzt, eine ungeheure Wildniß. Bestialisch rohe Negervölker bekriegteten sich unaufhörlich, und heugieriger Araber durchzogen sengend und mordend die Länder, um Araberwaare für den Sklavenmarkt zu rauben. Heute, da durch langwierige, schwere Kämpfe die Macht der Araber im Wesentlichen gebrochen ist, bebauen aufblühende Nationen das in dreizehn Distrikte eingetheilte Land, von denen Boma, Matadi, Leopoldville, Nouvelle-Anvers, Stanley Falls und das von dem deutschen Forscher Wissmann gegründete Zuluaburg, die wichtigsten sind. Ein gewaltiges Werk, ein ehrendes Zeugniß für europäischen Unternehmungsgelbst und Ingenieurkunst, ist seinem Abschluß nahe: die 400 Kilometer lange Eisenbahn von Matadi nach Leopoldville. Der beschwerliche und kostspielige Karawanenweg, welcher bis dahin wegen der zahlreichen Wasserfälle, die den Strom auf dieser Strecke unfahrbar machen, eingeschlagen werden mußte, kommt in Wegfall. Nunmehr werden die aus Central-Afrika kommenden Produkte durch die stattliche Dampferflotte des oberen Kongo bis Leopoldville gebracht, von dort aus mit der Bahn bis Matadi geschafft und dafelbst in die Seedampfer verladen werden.

Zahlreich sind die Feinde des Europäers im Kongostaat. In den gewaltigen, theils fahlen, theils grasbedeckten Ebenen am unteren Kongo und am Aruwimi bedrohen sehr gefährliche wilde Büffel den Menschen, während die ungeheuren Urwälder am oberen Kongo Löwen, Leoparden, Panther, mächtige Wildschweine, Gorillas und den durch sein Elfenbein so werthvollen Elefanten bergen. In sämtlichen Klüssen wimmelt es geradezu von Krokodilen, denen mancher Menschenleben zum Opfer fällt. Fast überall findet sich das ekelhafte Flußpferd, welches den Piroguen auf dem Strome wie den jungen Maisfeldern gleich gefährlich ist. An allen Orten finden sich Schlangen unter denen die Boa constrictor in riesiger Größe keine Seltenheit ist. Tausendfüße, scheußliche Niesenspinnen und Massen von Moskitos, Fliegen und gefährlichen Sandflöhen, die sich in die Fußhohlen des Menschen einbohren, machen Lemselben das Dasein zur Qual. Der Schwarze schützt sich vor diesen Peinigern auf eine eigenthümliche Art, indem er nämlich auf einem Pflagerüst sein Lager herrichtet und darunter ein Feuer anzündet. Europäer können diese Selbstberäucherung nicht vertragen. Dazu kommt das fürchterliche Klima. Auf

allühend heiße oder unerträglich schwüle Tage folgen eifige Nächte. Auf den Höhen glühender Sonnenbrand, in den Thälern kalte Nebel — säh Temperaturwechsel, welche dem unerfahrenen Europäer oft den Tod bringen. Die Regenzeit bringt plöbliche, fürchterbare Gewitter, begleitet von Orkanen und unendlichen Regennmassen. Unter solchen abtheulichen Verhältnissen fihrt der Europäer inmitten von Negerstämmen, welche sich nur sehr langsam an die Segnungen der Kultur gewöhnen. Die im Kongobecken ansässigen Schwarzen haben besonders schlechte Eigenschaften. Sie sind verschlagen und falsch, betrügen, wo sie irgend können, und lieben die Grausamkeit, ja sie huldigen noch heute vielfach dem Menschenfraß.

So erzählt Mr. Tivo, inspecteur d'Etat, daß die Eingeborenen nach der Einnahme von Romee im Araberkriege die Getödteten zu essen Anstalten gemacht hätten. Auf sein Einschreiten ließ man ihm sagen, der große Weiße möge nicht böse sein, er solle auch das beste Stück haben.

Freuen Sie sich, meine verehrten Leserinnen, daß Sie nicht am Kongo leben. Lieutenant Pecq beschrieb uns kürzlich das Ceremoniell bei der Beisetzung eines schwarzen Sultans.

Aber legen Sie, bitte, die Hüte fest auf, denn es werden sich Ihnen die Haare sträuben.

Sobald der hohe Herr gestorben ist, wird gefestentlich das Gerücht verbreitet, er sei wieder genesen. Alsdann umstellt man, während seine zahlreichen Frauen Vorbereitungen treffen, den Genesenen festlich zu empfangen, den Ort und lperert die armen Opfer in eine aus Laub und Stroh hergerichtete Scheune. Alle Frauen des Sultans, welche keine Kinder gehabt, seine Lieblingsknaben, Männer aus seiner persönlichen Umgebung und viele Diener verfallen dem fürchterlichen Schicksal. Unter wildem Geheul wird die Scheune mit ihrem lebendigen Inhalt verbrannt.

Inzwischen haben Sklaven an einer geheimen Stelle ein Grabgewölbe hergerichtet. Dorthin schleppt man den Leichnam nebst den beiden am meisten bevorzugten Frauen des Sultans und einigen für seine Bedienung im Jenseits erforderlichen Dienern. Während die Letzteren mit Messern niedergestochen werden, schlägt man den armen Frauen mit elsenbeinernen Keulen die Glieder entzwei, setzt sie halbtodt in das Grab und legt ihnen den Leichnam des Sultans auf die Kniee, die anderen Todten ihnen zu Füßen. Tagelang hört man das Jammern der Unglücklichen, die inmitten dieser fürchterlichen Luft, umheult von den Raubthieren, die von ferner durch das Massengrab angelockt sind, sich selbst überlassen bleiben, bis sie sterben.

Gegen diese bestialischen Bräuche schreitet die Regierung ein, wo sie nur kann, indem sie bei dem Tode eines Sultans dessen sämmtliche Frauen in Gewahrsam nimmt, bis sein Nachfolger das Regiment angetreten hat.

Trotz der vielen Uebelstände, welche dem Kongostaate anhaften, fann man ihm doch eine gute Zukunft prophezeien. Die Ursache seiner raschen Entwicklung trotz ungünstiger Verhältnisse ist darin zu suchen, daß das ganze Unternehmen eine kaufmännische Grundlage hat. Der Kaufmann ist der Pionier, der Soldat begleitet ihn nur. Wir haben das bekanntlich anfangs anders gemacht. Wenn die Belgier sagen, daß nur humanitäre Rücksichten den König Leopold bewegen haben, den Kongostaat ins Leben zu rufen, so wollen sie selbst und uns täuschen. Der König ist bekanntlich ein außerordentlich kluger Herr und ein unverkennbares Geschäftsgenie. Er hat einen großen Theil seines Vermögens in den jungen Staat hineingesteckt. Wissen Sie, wie der Volkswig die Offiziere der force publique getauft hat? „Die Commits des Königs“.

Wenn es gelingt, die Auswanderung dorthin zu leiten, so wird das Land sich rasch entwickeln. Der Mensch scheut vor nichts zurück, wenn er viel verdienen kann. Das beweisen das englische Indien, Niederländisch-Indien, Tonking, der Senegal die Goldküste, Lagos, Sierra Leone und Freetown, der „Kirchhof der Weißen“.

### Allerlei.

Von einem Wasserpalaste, der von einem russischen Architekten auf der Welt-Ausstellung 1900 in Paris errichtet werden soll, schreibt die „Petersb. Sta.“: Unter den baulichen Projekten für die Weltausstellung nimmt der Plan des Professors Jan. Jarwieki, des Architekten des Krakauer Theaters, durch seine Originalität und Prokrantigkeit zweifellos eine erie Stelle ein. Professor Jarwieki hat die Idee gefaßt, einen impotanten Wasserpalast herzustellen, einen sich kegelförmig zwispigenden, runden, eisernen Bau, terrassen-

förmig gegliedert, der ganz von ungeheuren, von der Spitze niederströmenden Wassermassen eingehüllt wird. Das Bauwerk soll sich bis zu einer Höhe von 100 Metern erheben, mitbin an die höchsten Gebäude hinanragen. Der Palast ist in drei Stockwerke getheilt, in denen sich verschiedene Stilarten — tosanischer, Renaissance- und joniſcher Stil — zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Während das Wasser in rauschenden Rastabben das ganze Aeußere umfließt, wird das Innere des Baues vollkommen trocken sein, so daß alle Besucher ohne Furcht vor nassen Füßen durch die verschiedenen Räume luftwandeln können. Die inneren Räumlichkeiten werden ein Varietés-Theater, ein geräumiges Restaurant, sogar eine Fahrradhalle und einen Tanzsaal enthalten. Auf Fahrstühlen und breiten Treppen gelangt man bequem in alle Etagen, ohne Furcht, von dem strömenden Wasser durchnäht zu werden. Einen besonders prächtigen Anblick wird der Palast des Nachts gewähren, wenn die Wassermassen durch elektrische Lichter in den verschiedensten Farben erleuchtet werden. Dann dürfte sich das Bild zu einem Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ verschönern.

**So alt wie Methusalem ist der Gedanke, die bösen Junggefelln, die sich beharrlich weigern, ein weibliches Wesen glücklich zu machen, ganz besonders zu bestrafen, um ihnen auf diese Weise die wirtschaftlichen Vorteile des Unbeweiheins zu verkürzen und sie zugleich zu zwingen, zu den Kosten der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts, an dessen Dasein sie kein Theil haben, ihr Theil beizutragen.** Im Alterthum ist der Gedanke hier und da zur Ausführung gekommen, und von den neuzeitlichen Staaten soll Argentinien sich eines Junggefellengesetzes erfreuen, sonst aber ist es in unserer Zeit immer beim Vorschlag geblieben, da sich beim nüchternen Beschauen immer recht triftige Bedenken dagegen geltend machen. Jetzt ist nun die alte Frage wieder in der Gesetzgebung des Staates New-Jersey aufgetaucht, durch einen Vorschlag, alle Junggefelln des „Masquito-Staates“ einer Sondersteuer von 2 Dollars pro Kopf zu unterwerfen. Aber man ist in New-Jersey weise und gerecht und hat den Gedanken sozulagen vom Standpunkte der Gleichberechtigung der Geschlechter aus erörtert, wie man zugeben wird, denn zum Heirathen müssen doch zwei sein und zwar ein Männlein und ein Weiblein. Die New-Jerseyer Staatsmänner, welche nicht einsehen können, „warum Andere es besser haben sollen, als wir“, sagten also: „Alle Männer sollen heirathen, aber alle Frauen desgleichen!“ und sie gaben demzufolge ihrer Bill einen Zusatz, nach welchem alle diejenigen Junggefellinnen, welche einmal eines Mannes Hand und Herz ausgeschlagen haben, gleichfalls einer Staatssteuer von 2 Dollar pro Kopf unterliegen sollen. Das ist nicht mehr als billig und recht und würde nebenbei dem Staate eine ganz hübsche Einnahme sichern. Denn wenn auch Junggefelln so unpatriotisch sein könnten, gegen die Steuer zu protestiren, so Junggefellinnen brauchte man solches niemals zu befürchten, so gern sie auch sonst als weibliche Wesen Dinkel Sam ein wenig „bemogeln“ würden. Ja, wollte man die Steuer von einer Abstimmung abhängig machen, so würden jedenfalls alle Junggefellinnen für die Einführung dieser Steuer stimmen, könnten sie doch durch die Bezahlung dieser Steuer den Beweis liefern, daß sie freiwillig auf das Eheglück verzichteten. Es ist daher zu bedauern, daß die Vorlage wahrlich nicht angenommen werden wird.

**Eine Schlacht vor 20000 Jahren** hat, wie der amerikanische Archäologe Walters soeben auf Grund seiner Forschungen festgestellt hat, am Flusse Arkansas in einem Indianer-Territorium stattgefunden. Hier kam es zwischen den Höhlenbewohnern und dem Stamm der Mayas zu einem schrecklichen Kampfe, in welchem 75000 Krieger ins Gras beißen mußten. Zu diesem merkwürdigen Schlusse ist Professor Walters durch eingehende Erforschungen prähistorischer Grabstätten im Gebiete der Choctow-Indianer gelangt, welche, wie er fand, in einer Ausdehnung von 30 Acres sich erstreckten. Zuerst hatte sich schon die Aufmerksamkeit des Gelehrten auf diese stattlicher Anzahl menschlicher Skelette gelenkt, welche etwa zwei Stunden früher dabeilbst aufgefunden wurden, ehe man die Eisenbahn, welche Arkansas City, Pittsburg und Gulf berührt, durch das Choctow-Gebiet verlängert hatte. Beim Aufwerfen eines Eisenbahndammes förderten nämlich Bahnarbeiter tonnenweise menschliche Knochen, sowie eine stattliche Anzahl roher Kriegsgeräte zu Tage. Professor Walters unternahm es, der Sache mit wissenschaftlicher Gründlichkeit auf die Spur zu gehen. Wie erkannte er, als er bei näherer Untersuchung einen ganzen Distrikt buchstäblich unterminirt fand mit den Ueberresten einer in Vergessenheit gerathenen Menschenraße. Tausende von Schädeln waren von Lanzen und Pfeilspitzen durchbohrt; in einem Exemplare staken sogar nicht weniger als dreizehn Noos-Nakat-Pfeilspitzen. Diese Thatjade liefert wohl den besten Beweis dafür, daß es die Schädel im Kampfe gefallener Krieger waren. Die Skelette fand man im Sande vergraben; über denselben hatten sich zwei von einander scharf abgeordnete Schichten während mehrerer geologischer Perioden gebildet. Diese Ergebnisse setzten Professor Walters in Stand, annäherungsweise den Zeitpunkt zu bestimmen, in dem die Schlacht stattgefunden hatte. Er verglich dann die gewonnenen Thatfachen mit den Resultaten vorhergegangener 17jähriger Studien über Höhlenbewohner und stellte die Theorie auf, daß die oben erwähnte Schlacht das Glied einer langen Kette von blutigen Zusammenstößen zwischen jener myste-

riösen Raße und den Mayas gewesen wäre, welsch letzterer Stamm aus Central- und Süd-Amerika herangezogen war, um sich in den Besitz Nord-Amerikas zu setzen. Die Schlussfolgerungen des amerikanischen Gelehrten sind nicht abzulehnen, aber ein paar Jahrtausende wollen wir ihm doch abhandeln.

**Ein vornehmer Diner in Japan.** Wie es bei einer großartigen Tafel im Lande des Mikado zugeht, davon kann sich der naive Europäer in der That keine Vorstellung machen. Es dürfte daher interessant sein, die Schilderung eines splendiden Gastmahls wiederzugeben, wie sie ein vor Kurzem von einer Tour durch Japan zurückgekehrter Engländer entwirft. Es wird uns darüber geschrieben: Das Diner, das im Hause eines sehr distinguirten japanischen Edelmanns in Jeddo stattfand und nur dem vornehmen Engländer zu Ehren gegeben wurde, begann mit einem merkwürdigen Entree. Auf der Tafel war eine große Anzahl kleiner Schüsseln sehr symmetrisch geordnet, die Orangen, Mandeln, Nüsse, in feine Streifen geschnittene hartgelochte Eier und die verschiedensten Sorten Käse enthielten. Hieron nahmen die Gäste nicht nur vor Beginn des eigentlichen Diners, sondern auch in den Pausen zwischen den diversen Gängen. Zuerst gab es gelochte Turteltauben und ein Milchgericht von Enten und Tauben, dann folgte Suppe von Vogeleiern. Der zweite oder vielmehr dritte Gang bestand aus geröstetem Hammel mit japanischen Schoten, der vierte aus gelochten Krabben und allen möglichen Sorten Fisch. Nun wurde eine größere Pause gemacht, während welcher man Thee und Gebäck reichte. Bald jedoch begann die Tafel von Neuem, diesmal mit einer Art Schinkenragout und Haschis von Hund, worauf eine ungemein lieblich duftende Vaccaroniuppe aufgetragen wurde, die den unerfährlichen Japanern ganz besonders zu behagen schien. Dann wurde ein „Sien“ servirt, dessen wahre Natur von dem Engländer, dem der Appetit längst vergangen war, nicht recht festgestellt werden konnte. Vermuthlich hatte es zu eine ansehnliche Menge Ratten ihr Leben einbüßen müssen. Das nächste Gericht, eine am Spieß gebratene Schweinskeule, sah weniger abschreckend aus. Nun kamen in schneller Reihenfolge gelochene und geräucherte Fische, Huhn mit Reis, Seeröhre, Reispasteten, eingemachte Melonen, Eis und Früchte auf den Tisch. Den Beschluß dieses reichhaltigen Festmens bildete aber ein Gericht, bei dessen Anblick jedem von der Kultur beleckten Menschen thatfächlich schlimm werden mußte. Schon ganz zu Anfang hatte eine geheimnißvoll, verdeckte Schüssel in der Mitte der Tafel gestanden. In dem hochgewölbten Deckel des eigenthümlichen, terrinenartigen Gefäßes befand sich ein Loch, in welches der Gastgeber nach dem ersten Gange eine Flasche Wein hineingepoffen hatte. Nun wurde der Deckel gelüftet, und im nächsten Augenblick war die Tafel mit einer Anzahl wild umherhüpfender Grasvögel bedeckt. Unter Jubel fingen die Japaner die kleinen Trunkenbolde mit zerlichen Bambusstöckchen ein und — verpeisten sie bei lebendigem Leibe.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vespredungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die soeben ausgegebenen Lieferungen 2—4 des Wirtschaftsbuches **Im Haus und im Herd.** Praktischer Rathgeber in allen Gebieten der Haushaltung für Frauen und Mädchen nebst einem vollständigen Kochbuch von J. von Wedell (Verlag von Levy u. Müller in Stuttgart) halten in vollstem Maße, was das 1. Heft versprach. Auf jeder Seite spürt man die praktische und umsichtige Hausfrau, die ihren hilfsbedürftigen Schwestern aus dem reichen Schatze ihrer langjährigen Erfahrungen Rathschläge und Anweisungen giebt, wie man auch mit geringem Aufwand von Geld und Zeit einen mustergültigen Haushalt führen kann. Die uns vorliegenden 3 neuesten Hefte handeln über die Kunst sich zu kleiden und bringen am Ende des 2. Kapitels eine ausführliche Kleidertabelle, die so manche Hausfrau mit Freuden begrüßen dürfte. Das 3. Kapitel ist der häuslichen Hygiene gewidmet, verbreitet sich über den Nährwerth und die richtige Zubereitung der Speisen, würdigt den Einfluß der frischen Luft und der Waschungen auf den Körper, giebt Unterweisungen in der Pflege der Haut und der Zähne und schließlich Verhaltensmaßregeln bei Unglücksfällen verschiedenster Art. Nicht minder lehrreich ist der Abschnitt über Krankenpflege. Das Hauptinteresse jeder Hausfrau wird jedoch das 5. Kapitel über Wirtschaftsführung in Anspruch nehmen, in dem in anziehender Darstellung Anweisungen über die Eintheilung des Wirtschaftsgeldes, Verrichtung der Haushaltungsgeschäfte, Erziehung der Dienboten, Einkauf von Lebensmitteln u. s. w. gegeben werden. Wir können das Buch allen Hausfrauen und namentlich denjenigen jungen Damen, die es werden wollen, aufs Wärmste empfehlen. Der Preis von 35 Wa. für jede der 12 Lieferungen, in denen das schön ausgestattete Werk erscheint, ist im Verhältniß zu dem darin Gebotenen ein sehr niedriger zu nennen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ehieler. Halle (Saale), Leipzigerstr. 87